

„... IM GEFÜGE DER SPRACHEN“

Studien zu System und Soziologie
der Dialekte

Festschrift für Robert Hinderling
zum 60. Geburtstag

Herausgegeben
von

Rüdiger Harnisch, Ludwig M. Eichinger
und Anthony Rowley



FRANZ STEINER VERLAG STUTTGART
1995

IST REGIONALITÄT EINE SINNVOLLE KATEGORIE IN DER SPRACHWISSENSCHAFTSGESCHICHTE?

Niederdeutsch,
Hochdeutsch und
seraphisch Deutsch.
(Georg Christoph Lichtenberg,
Sudelbücher FI, 24)

1. Vorbemerkung

Wie hoch nun im Sinne des Lichtenbergschen Mottos das "Hochdeutsche" wirklich zu hängen sei, ob und wie es über regionalen Varietäten des Deutschen schwebe, das sind Fragen, mit denen sich die an der Sprache Interessierten in Deutschland in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts aus gegebenem Anlaß herumschlagen. Mit Beginn des 19. Jahrhunderts ist eine gewisse Einigung erreicht. Gleichzeitig ändert sich die Hauptrichtung metasprachlicher Diskussion entscheidend, die historisch-romantische Sprachwissenschaft, die sich nunmehr aus ganz anderen Gründen um die Volkssprachen kümmert, gewinnt langsam an Konturen. Die hierbei zunächst auf leisen Füßen daherkommenden Verschiebungen werden nach einigen Jahrzehnten ein gänzlich verändertes Bild sprachwissenschaftlicher Beschäftigung hinterlassen.

Wie angedeutet spielen bei der Veränderung der Gebrauchsbedingungen für das Deutsche wie bei der wissenschaftlichen Wahrnehmung der Sprache, hier also speziell des Deutschen, regionale Sprachformen eine bemerkenswerte Rolle. Welchen Platz soll von daher die Kategorie Regionalität bei der Beschreibung dieser Verhältnisse bekommen?

2. Ein schweres Wort: Sprach-Wissenschafts-Geschichte

In einer ganzen Reihe von Publikationen ist in letzter Zeit diskutiert worden, wie man das Kompositum "Sprachwissenschaftsgeschichte" angemessen zu interpretieren habe, welche Bedeutung genauer gesagt den einzelnen Elementen dieses Kompositums zuzuordnen sei und welche praktischen Folgen man gegebenenfalls aus einer Relationierung der Elemente Sprache, Wissenschaft und Geschichte zu ziehen gedenke. Dabei war einer der Hauptstreitpunkte, wie mir scheint, wie das Wort "Geschichte"

angemessen zu verstehen sei und wie die Geschichte zu den Geschichten stehe, die man an die Ecksteine der Daten anzuschließen versuche.¹ Vermutlich ist die andere denkbare Frage nur eine anders gewendete Variante derselben Frage: wissen wir eigentlich, was wir für die Zwecke der Sprachwissenschaftsgeschichte unter Sprachwissenschaft, ja unter Sprache verstehen wollen? Die Realisierungsform von Sprachwissenschaft vor allem in Zeiten vor der Institutionalisierung einer Wissenschaft 19. jahrhundertlich klassifizierenden oder 20. jahrhundertlich systematisierenden Typs ist nicht unabhängig denkbar von den Erscheinungs- und Gebrauchsformen, in denen uns Sprache entgegentritt. Das heißt, das Wort Sprachwissenschaftsgeschichte hat, wenn man Sprache hierin als Zeichensystem im postsaussureschen Sinne versteht, nur einen eingeschränkten Zugriff auf eine anders geartete Metabeschäftigung mit Sprache, die man vielleicht auch wissenschaftlich nennen möchte. Nun sind eingeschränkte Zugriffe ja das Charakteristikum wissenschaftlicher Abstraktion, man kann sich etwa auf langue- und Systemgesichtspunkte beschränken, solcherart das eigene Interesse nach hinten verlängern: man wird dann allerdings manches als peripher ausscheiden, was offenbar im Verständnis vergangener Zeiten durchaus einen zentralen Platz hat, etwa Fragen der medialen Verhältnisse oder auch von Norm und Standardisierung, wie sie sich etwa im Verhältnis von Syntax und Stilistik bzw. früher Rhetorik äußern. Dafür wird man im Vordergrund des Interesses zum Beispiel verschiedenste Arten universalgrammatischen Denkens finden, bei dem die Grenzen zur Sprachphilosophie fließend sind, und man wird auf die Historie und Entwicklung der sprachwissenschaftlichen Technik in den Beschreibungsgebieten gelenkt werden, die nun auch im strukturalen Objektverständnis der Sprachwissenschaft zentral sind: welche paradigmatischen Ausdifferenzierungen innerhalb der Kategorien und Relationen vor allem in Syntax und Morphologie finden sich? Urvater Jellinek und eine Vielzahl von Arbeiten, die das grammatische Inventar sichten, gehören hierher.²

In der Sichtweise dieses Typs von Abstraktion ist Regionalität eher eine schmutzige Kategorie, so etwas wie parole: ihre Bedeutung muß aus systematischen Gründen marginalisiert werden. Man kann das zum Beispiel an der Behandlung der Hinweise Leibnizens auf die Regiolekte sehen; sie werden mehr oder minder in die Vorgeschichte der Dialektologie integriert und verlieren damit ihren systematischen Wert innerhalb der sprachwissenschaftlichen Diskussion des 18. Jahrhunderts. Das vor allem deswegen, weil man zwar gegebenenfalls mit den Kategorien der Mündlichkeit und Schriftlichkeit arbeitet, aber kaum auf die Tatsache eingeht, daß es sich paradoxerweise bei der vergleichsweise geringen Alphabetisierung und dem geringen Grad an

¹ Was hier so allgemein angedeutet ist, kann man zum Beispiel genauer nachlesen in dem Aufsatz von Brigitte Schlieben-Lange (1991) und in den Beiträgen des Kapitels "Methodische und theoretische Überlegungen" in Brigitte Schlieben-Lange u. a. (1992, S. 15-94).

² Vgl. z. B. die Arbeiten von K. Å. Forsgren (1985, 1992) und B. Naumann (1986) zur Entwicklung eines morphosyntaktischen Beschreibungsinventars.

praktischem Schreiben in der Schriftlichkeit eher um eine typographische Schriftlichkeit als um eine geschriebene Schriftlichkeit handelt.³

Wenn man diese – hier nur als Exempel genannten – Faktoren wegfiltet, bekommt man natürlich unter anderem ein Bild der dramatischen paradigmatischen Brüche. Dabei ist es doch gelegentlich nur so, daß die veränderten Bedingungen der Kommunikation jeweils andere Elemente des jeweiligen Denkstils eines Denkkollektivs beherrschen, Elemente einer latent schon aus langer Tradition vorhandenen Konglomeration von Vorstellungen innerhalb dieses Denkkollektivs – um mich hier der Terminologie von Ludwig Flecks Arbeit zur Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache zu bedienen. Solch eine Sichtweise bricht auch den nach wie vor inhärenten Optimismus vieler Darstellungen, die ja vom Fortschritt der Wissenschaft als einer mehr oder minder geradlinigen kausalen Kette sprechen. Stattdessen wird eine Sicht der Dinge gewählt, nach der innerhalb der existierenden Denkstile eine Reihe von zunächst nicht einfach miteinander zu vermittelnden Einzelercheinungen auftreten, die im Rahmen eines gesamten geschichtlichen Entwicklungstrends auch zu einer sprunghaften grundlegenden Veränderung der stabilen Strukturen, d. h. der Konstellationen und Schwerpunktsetzungen innerhalb der herrschenden Denkstile führen.⁴ Einer solchen weniger mechanischen und stärker relativistischen Sicht von Systemen, die bei genügend Komplexität auch nicht mehr linear herleitbare Entwicklungen in sich schließen, kann man natürlich nur dann nahekommen, wenn man in der Beschreibung nicht bereits die Komplexität auf die Vorgaben des angenommenen Zielsystems reduziert. Es liegt allerdings nahe, daß diese Betonung der Vielzahl von Bedingungsfaktoren, die mögliche Optionen für die weitere Entwicklung der Kommunikation und der daran gebundenen Sprachwissenschaft eröffnen, dem Germanisten, der sich mit dem 18. Jahrhundert befaßt, näherliegen mag als etwa dem Romanisten, der sich mit den französischen Verhältnissen beschäftigt. Bei ihm bleiben aufgrund der fortgeschritteneren Entwicklung hin zur Standardsprachlichkeit auch in der Wissenschaft der Zeit bestimmte Aspekte und Bereiche ausgeblendet; zum Beispiel können so Dinge, die anderswo im Denkstil mit allgemeineren Annahmen zu universaler Sprache und dergleichen verbunden sind⁵, in Frankreich relativ leicht unmittelbar auf die eigene Sprache bezogen werden. Das hat natürlich allerlei Konsequenzen: so stehen Dinge wie eine universal gesetzte Rhetorik des Französischen (*clarté*; *ordo naturalis*) im Vordergrund, also auch eine semantische Natürlichkeit und Wohlgeordnetheit, die es unter anderem erlaubt, die französische Orthographie als dem Gedanken analogisch zu verstehen.

³ Diese Frage behandelt ausführlich M. Giesecke (1992, bes. S. 108ff.); daneben sei auch auf J. Trabant (1990, Kapitel 8 und 9) und J. Trabant (1994) verwiesen.

⁴ Neben L. Fleck ([1935] 1980) sei hier auf neuere Entwicklungen in der allgemeinen Wissenschaftstheorie hingewiesen, wie man sie bei F. Cramer (1994) zusammengefaßt findet.

⁵ Man vergleiche, was zum Beispiel U. Eco (1994, S. 276ff.) zu den universalgrammatischen Gedanken Leibnizens anmerkt.

Das Deutsche dagegen befindet sich in der Zeit, um die es hier hauptsächlich geht, mit Werner Beschs Unterscheidung zu reden, in der Entwicklung der Normsprache zur Schriftsprache – ihr standardsprachliches Gesicht leuchtet so langsam hervor. Das soll heißen, die Normierungen des Schreibens, die man weithin noch als typographische Normierungen verstehen kann, werden einem allgemeineren schriftsprachlichen Gebrauch adaptiert. In diesen Bereich gehört natürlich auch die stilistisch-grammatische Umstellung etwa in der Fachprosasyntax des 18. Jahrhunderts, die mit "Hin zum Gesprochenen" charakterisiert wird. Nicht zuletzt der Bezug auf die Vorbilder französischer geschriebener Dialogformen zeigt, daß es hier um die Vorbildfunktion strukturaler Mündlichkeit im Medium der (gedruckten) Schriftlichkeit geht und nicht um eine Umsetzung unmittelbar gesprochener Sprache. Das kann man nicht zuletzt an den geordneten schriftsprachlichen Formen des Dialogs sehen.⁶ Der standardsprachliche Status für die deutsche Normsprache allerdings leuchtet schon allmählich auf. Wohl nicht zuletzt unter dem Einfluß von Elementen strukturaler Mündlichkeit in der Schriftsprachentwicklung wird die Möglichkeit geschaffen, daß sich gegen Ende des Jahrhunderts die schriftsprachliche Norm auf die gesprochene Sprache auswirkt und sich an ihr korrigiert; so daß dann erstmals die Anweisung der Orthographien "schreibe wie du sprichst" keine völlig leere Instruktion mehr bedeutet.

Es soll nun an zwei zusammenhängenden Beispielen zur Orthographiediskussion am Ende des 18., Beginn des 19. Jahrhunderts zu zeigen versucht werden, daß für eine mitteleuropäische Sprache vom Entwicklungstyp des Deutschen ("relativ später Übergang zur Standardsprachlichkeit") regionale Differenzierung ein bedeutsames Element im Regelkreis Kommunikationssystem darstellt, das auch deutliche Konsequenzen für die Art der sprachwissenschaftlichen Beschäftigung mit bestimmten Phänomenen – hier der Orthographie – hat. Letztlich soll gezeigt werden, wie die in diesem Zusammenhang häufig erzähl'en kausalen Abhängigkeitsgeschichten verdecken, wo einzelne wissenschaftliche Innovation wirklich die wissenschaftliche Zeit beschleunigt, und wo in Attraktion an solche Prozesse stabile Konstellationen ("Denkstile") zwar sich nur minimal zu ändern scheinen und so die Kontinuität sichern, trotzdem aber plötzlich einen neuen Weg nehmen.

3. Die Kraft der Buchstaben

In einem kleinen, menschenfreundlichen Buche möchte Ende des 18. Jahrhunderts der Dichter und praktisch-theoretische Sprachwissenschaftler Carl Philipp Moritz den Kindern zugleich mit dem Wege zum Lesen und Schreiben auch jenen zu einem vernunft- und naturgemäßen Denken weisen. Eine alphabetisch geordnete Bilderfolge mit paarig gereimten Versen soll als Wegweiser dienen. Auf den ersten beiden

⁶ Man vergleiche dazu L. M. Eichinger (1990).

Bildern sieht man ein (gesenktes) *Auge* (für den Buchstaben A) und einen Knaben, der in einem *Buch* (für B) liest.⁷

(1)



Auf jeden Fall stehen unter den ersten beiden Bildern die folgenden sich reimenden Verse:

Das offne Auge sieht das Buch
Das Buch macht junge Kinder klug.

⁷ Ich muß mir leider versagen, hier auf die angedeutete Wandlung der Präferenz der Sinne einzugehen, die ja auch mit den vielen Blinden-Sehendwerden-Geschichten in dieser Zeit zu tun hat: immerhin gibt es ja schon von Peter Utz ein Buch mit dem Titel "Auge und Ohr im Text" und neuerdings auch Joachim Gessingers umfangreiches Werk "Auge & Ohr". Des weiteren beschreibt J. Trabant (1990, S. 169ff.) in Anlehnung an Ausführungen Derridas die sprachwissenschaftlichen und sprachphilosophischen Zusammenhänge dieses Umschwungs.

[klu:x] macht also das Buch unseren märkisch-berlinischen, auf jeden Fall, wenn mir die grobe Klassifikation erlaubt ist, norddeutschen Autor. Nun sind uns derlei in mancherlei Weise unreine Reime aus dieser Zeit wohl bekannt, Goethes sich neigende Schmerzensreiche, als Zeugnis seiner frankfurtischen Herkunft oft zitiert, ebenso des schwäbischen Schiller Reim, wo des Wanders Eile mit hochgeschwungener Keule gehemmt wird. Dieser Typ von Beispielen wird zumeist beigebracht, wenn der Einfluß regionaler Varietäten im Deutschen – hier – des späten 18. Jahrhunderts dokumentiert werden soll. Das ist, wenn man so will, die strukturelle Seite der Geschichte: Interferenzen zwischen Systemen. Welche Erhellung kann an dieser Stelle wissenschaftshistorische Reflexion bringen? Ein Blick in den von Bernd Naumann verfaßten Artikel über Adelung im Regensburger Bio-Bibliographischen Handbuch zeigt, daß zu diesem Zeitpunkt der "Streit über das Hochdeutsche" (1992, S. 30-33) in das gerät, was man modern distanzierend eine kritische Phase nennen könnte. Es kommt, nicht zuletzt wegen der Polysemie der verwendeten Kernbegriffe, zu einem völligen Chaos in der Diskussion. Vor allem die Wörter *Mundart* und *Hochdeutsch* werden gänzlich ungesteuert verwendet. *Mundart* meint mindestens dreierlei, entweder Dialekt oder Sprechsprache im Gegensatz zur Schreibart oder die aus einer bestimmten (der obersächsischen) Sprechsprache erwachsene Standardform. In diesem Kontext wird zudem unter der Hand der Grammatiker angenommen, es gebe so etwas wie eine einheitliche Sprechsprache. Dem entsprechen die festen Hinweise in den Orthographien, man müsse nur so schreiben, wie man als gebildeter Mensch spreche – eine Regelung, die ja geradezu nach dem Gotte aus der Maschine schreit, den man Gebrauch nennt. Es ist das genauere Verhältnis von geschriebenen und gesprochenen Formen einer Standardvarietät offenbar ein Problem, das die deutsche Sprachwissenschaft zu Ende des 18. Jahrhunderts ziemlich überraschend trifft.⁸ Die Frage, um die es hier geht, hat sich damals in der seitherigen Geschichte der Sprachgemeinschaft aufgrund der Verteilung von Schreiben und Lesen und des relativ geringen Grads an volkssprachlicher, mündlicher, überregionaler oder öffentlicher Kommunikation so noch nicht gestellt: wie gesagt, kann man das so beschreiben, daß das Deutsche an der Entwicklung von der Schriftsprachsituation zur Standardsprachsituation stehe. Das lange Jahrhunderte metasprachlichen Redens prägende Muster der antiken Grammatiktheorien bietet dafür aus erklärlichen Gründen keine sinnvollen Redeweisen an, das französische Vorbild mit seiner stark diastratisch-normierenden Ansicht des Problems bietet für die deutschen Verhältnisse auch keine rechte Lösung. Diese Lage führt unter anderem dazu, daß bei aller praktischen Ausdifferenziertheit der Beschreibung⁹ die Unterscheidung von Lauten und Buchstaben im Deutschen außerordentlich

⁸ Das kann man u. a. an den von I. Reiffenstein (1992) geschilderten oberdeutschen Schreibgewohnheiten sehen.

⁹ Man vergleiche, daß sich zum Beispiel schon in der aus dem Jahr 1715 stammenden Grammatik von Longolius eine relativ detaillierte artikulatorische Phonetik findet; vgl. H. Weiß (1992, S. 114). R. Harnisch (1992, S. 289) zeigt zum einen auf, daß die Unterscheidung von Lauten und Buchstaben trotz terminologischer Probleme im Prinzip seit der Antike klar war. Er macht (S. 186) allerdings auch darauf aufmerksam, daß viel zu Beginn des 18. Jahrhunderts bereits vorhandenes phonetisches Wissen im Verlaufe des 18. Jahrhunderts verschüttet worden sei.

schwerfällt – noch Jacob Grimms *Deutsche Grammatik* wird in der ersten Auflage ganz ungeniert von Buchstaben schreiben, wenn sie Laute meint.

4. Lautschrift: unmerklicher Wandel der Perspektive.

Erst mit der sich entwickelnden Dialektologie des 19. Jahrhunderts ergibt sich hier eine Änderung. Der Grund ist klar, es fällt hier der Filter der an die Hochsprachlichkeit gebundenen Schriftlichkeit weg.¹⁰ Robert Hinderling (1992) hat die bedeutende Rolle, die hierbei der Begründer der bairischen (und weithin auch der allgemeinen) Dialektologie, Johann Andreas Schmeller, spielte, genauer betrachtet.

Den ersten Schritt in diese Richtung scheint dabei Schmeller in einer Textsorte getan zu haben, der auch das zu Anfang zitierte Moritzsche Beispiel entstammt: einem ABC-Büchlein (1803). Versucht Moritz aus der gleichzeitig empfindsam und rationalistisch geprägten Umgebung der Mendelssohnschen Aufklärungsphilosophie das Lesen- und Schreibenlernen mit der Denkschulung zu verbinden, so macht Schmeller schon in dieser in vielerlei Hinsicht ungestalteten Frühschrift sichtbar, daß die pädagogische Verbesserung der Welt, ja selbst – kleiner – des Schreibvermögens nicht sein Ziel ist: obwohl der von pestalozzischem Geist inspirierte Rahmen der Schrift gerade das nahelegt. Den zentralen Teil des Büchleins bildet eine Beschreibung der Buchstaben als "Figuren als Zeichen der Töne als Zeichen der Dinge" (S. 20)¹¹, und solch ein Vorhaben verweist auf eine andere Denkstiltradition. Schmellers Versuch, eine verbesserte Orthographie in Form eines phonetischen Alphabets vorzulegen, schließt an eine im 18. Jahrhundert weitverbreitete Diskussion über universale Sprachen und Schreibsysteme an. Sein Entwurf einer einheitlichen Schrift, in der ein Buchstabe einem Laut entspräche, wird nicht als ein wissenschaftlich-analytisches Hilfsmittel gesehen, das ein tertium comparationis über die Orthographien der verschiedenen Sprachen bilden würde, vielmehr hält Schmeller die bisherigen Alphabete für die Erfindung kulturell roherer Zeiten, sie könnten daher insgesamt noch nicht vollkommen sein. Dieses Ziel sei erst in "einem philosophischen Zeitalter" (S. 21) erreichbar, Schmeller hält offenkundig das seine für ein solches. Man mag den Optimismus, in der besten aller möglichen Welten zu leben, verstehen, wenn man bedenkt,

¹⁰ Gerade die Dialektologie bietet ja die Möglichkeit, die Laute nicht erst über die Buchstaben angeboten zu bekommen; dieser Aspekt scheint mir in der Diskussion bisher nicht hinreichend gewürdigt worden zu sein; vgl. aber unter leicht anderem Blickwinkel R. Harnisch (1992, S. 292). Von J. Trabant (1990, S. 182-184) wird zwar die sprachphilosophische Linie von Herder zu Humboldt gezogen, die Konstitutivität des Phonetischen durch Verweis auf Rask, Grimm und Bopp, wie das dort in einem Zitat nach Foucault geschieht, erklärt die sprachwissenschaftliche Wende allein nicht – auch der Hinweis auf den 1878 erfundenen Phonographen kann natürlich hier nicht aushelfen. In diesem Bereich wäre wohl der Hinweis auf die Sprechmaschinen der Zeit, die H. E. Brekle (1985) exemplarisch anhand von W. von Kempelen (1781) behandelt und auf die jetzt J. Gessinger (1994) eingeht, erhellender. Zur Gesamtentwicklung – mit der romantischen Deutung der Volkssprache – vgl. auch R. Baum (1987, S. 11ff.).

¹¹ Diese Redeweise ist nicht so ungewöhnlich, auch W. von Humboldt wird von der Buchstabenschrift als dem "Zeichen des Zeichens" schreiben (s. J. Trabant 1990, S. 205).

daß es sich bei der letztlich unveröffentlicht gebliebenen Schrift um die Äußerung eines 18-jährigen Gymnasiasten aus kleinen Verhältnissen handelt. Es geht in dieser Schrift also um die "Festsetzung eines, natürlich allgemeinen Alphabets" (S. 21). Ein solches ergebe sich, wenn man aus den besten Elementen der "bestandnen und bestehenden verschiedener Nationen" (ebd.) ein neues zusammensetze. Auswahlkriterium sei ein "Magnum oder Maximum ästhetischer Schönheit". Zu diesem Zweck mustert er das hebräische, das griechische, das lateinische und das deutsche (gotische) Alphabet. Ohne nun die Einzeldiskussion nachzuzeichnen: es läuft auf eine verbesserte lateinische Schrift hinaus, ergänzt im Vokalismus und Konsonantismus um griechische Elemente, aus den französischen Konventionen der Schreibung entnimmt er wohl den Circumflex für die Nasalierung, aus dem ansonsten geschmähten Hebräisch die Punktierung für die Kennzeichnung silbischer Konsonanten.

(2)

	<i>Lungentöne.</i>	
<i>Rohe;</i>	<i>Gebildete.</i>	
h	Musiktöne;	Sprachtöne.
	<i>Reine</i>	
	ω, o, ô, a, ā, a, ā, ü, u,	
	r, e, ê, ε, y, i, î.	
	<i>Unreine</i>	
	Laut, sowohl als nichtl.; blos nichtl.	
	m, n, l, g, v, r;	f, x, s, θ, ʃ.
	<i>Mundtöne.</i>	
	d, b, c, m, n, l, g, v, r, u, θ.	

In dem Aufsatz von R. Hinderling (1992) ist eine ausführliche und auch kritisch wertende Darstellung der phonetischen Seite dieses Alphabets zu finden. Für den Kontext der Orthographie wird von Hinderling zu recht darauf hingewiesen, daß die "Töne-Buchstaben-Entsprechung" das Wesen von Orthographien grundsätzlich verkenne. Was hier Hinderling in Hinsicht darauf sagt, daß es in Orthographien ja um ein phonologisches und nicht um ein phonetisches Symbolisierungsprinzip geht, wäre dann noch um die kulturell gewordene Geltung der anderen Rechtschreibprinzipien zu erweitern. In dieser Hinsicht ist ja schon auffällig, daß sich Schmeller keinerlei Gedanken über eine seiner Schreibung möglicherweise entsprechende Aussprachennorm macht: vermutlich seiner eigenen Aussprache folgend, hält er z. B. den Stammvokal in den Wörtern *Leben*, *Löwe* und *Käfer* für identisch (S. 32), will sie daher auch mit einem Zeichen (für langes e) geschrieben haben. Er übersieht ganz offenkundig

die verständnissichernde Kraft der Schriftphonologie über Ausspracheunterschiede hinweg.¹²

Überlegungen in dieser Richtung kommen Schmeller wohl deshalb nicht an, weil sein Konzept einem anderen Denkstil entstammt. Sein Ziel ist die Entwicklung einer universalen Schreibung, die für alle Sprachen der Welt geeignet wäre, und er sieht diese Schreibung nur als einen ersten Schritt hin zu einer Universalssprache; den Kritikern seiner Universalsschrift hält er entgegen, sie seien "Patriotische[n] Menschenfeinde" (S. 23):

"Wie würdet ihr erst eine, wenn gleich von der ganzen übrigen Welt gewünschte sich erhebende Universalssprache bekriegen, da schon die Einführung eines Universalalphabets eure Galle so sehr erhebt!" (ebd.)

Nicht nur dieses Zitat stellt das naive Schülerwerk Schmellers in die Tradition der "Suche nach der vollkommenen Sprache"¹³, der ja gerade Umberto Eco eine vergleichsweise ausführliche Übersicht gewidmet hat – genauer gesagt in eine deutlich von Leibniz geprägte Form des Denkens.¹⁴ Gleichzeitig ist ja bekannt, daß sich etwa im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts eine ausführliche Diskussion um Buchstabenschriften entfaltet; auch die hat allerdings in der Auseinandersetzung mit hieroglyphischen und symbolischen "chinesischen" Schriften eine längere Tradition.¹⁵ Das Beispiel gerade einer Schülerschrift zeigt, wie weit es sich offenbar beim Hochkommen solcher Gedanken zu einer Zeit, wo Gleichheit über Universalität kodiert werden soll, um die Umstrukturierung von Elementen handelt, die in den Denkkollektiven, denen eine Person wie Schmeller angehörte, eine Rolle spielten. Die Einordnung entsprechender Äußerungen hat in Rechnung zu stellen, daß bestimmte individuelle Fortschritte der Wissenschaft, aber auch bestimmte Ereignisse aus anderen Bereichen des Lebens – etwa die gleichheitsversprechende Revolution¹⁶ – zu einer sprunghaften Umorientierung in den Denkstilen führen können. Das würde erklären, warum so manche Frage nach den Einflüssen oder Nicht-Einflüssen früherer Forscher von der

¹² Fulda betont in seinem an Mázke adressierten Artikel gerade diesen Punkt; s. L. M. Eichinger (1994, S. 184); vgl. auch Ilse Rahnenführer (1988).

¹³ Manches, was man sonst von Schmeller aus dieser Zeit kennt, weist in diese Richtung; so nennt er 1804 als eines seiner Arbeitsziele ein Projekt "Über eine allgemeine Wortsprache" (P. Ruf 1954, S. 111), auch eine etwas apokryphe Bemerkung zu "Elementartönen" und Schriftunterricht, die er im Jahr 1806 macht (P. Ruf 1954, S. 152) könnte in diese Richtung weisen. Zu Schmellers Rezeption universalssprachlichen Denkens vgl. R. Harnisch (1992, S. 287).

¹⁴ Vgl. auch H. Weiß (1992) Behandlung universaler Grammatiken; v. a. S. 47-49.

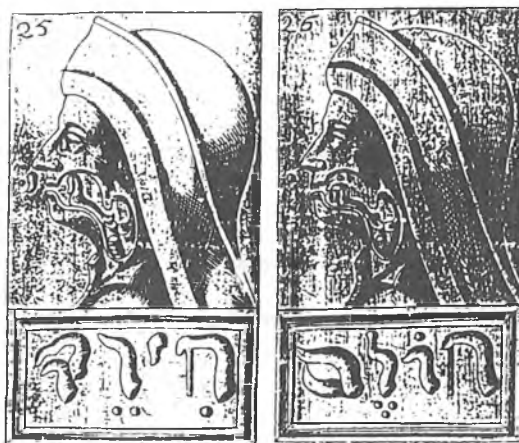
¹⁵ Den Ausführungen in B. Naumann (1992, S. 34-37) kann man entnehmen, daß die von Rousseau und Herder angeregten Überlegungen bereits in Adels Werken ihren Niederschlag fanden, ganz zu schweigen von früheren Überlegungen, wie sie etwa U. Eco (1994, S. 174-177) anführt.

¹⁶ Für Schmeller zum Beispiel übrigens zumindest genausoviel die amerikanische wie die französische (vgl. z. B. P. Ruf 1954, S. 12 und 155).

Gleichheit der auftauchenden Phänomene her allein nicht angemessen zu beurteilen ist.¹⁷

Denkstile sind Konstellationen stabilisierender Elemente aus der Erfahrung einer kulturellen Gruppe, sie repräsentieren das kollektive Gedächtnis, das aus einem umlaufenden Inventar von Motiven je nach Bedarf unterschiedliche Konstellationen auswählt. Die Überlegungen zu universalen Sprachen gehören zu diesem Typus wissenschaftlicher Organisationsformen, sie haben eine lange Tradition, allerdings mit wechselnden Leitgedanken. Frühere Konzeptionen stehen zum Beispiel häufig in der Nachbarschaft von Ursprachtheorien. In älteren Varianten dieses Typs gilt häufig das Hebräische als vorbildhaft, so hatte zum Beispiel Mercurius van Helmont 1667 eine Abhandlung "Alphabeti veri naturalis Hebraici brevissima delineatio" vorgelegt, "in welcher er eine Methode erörtert, mit der man die Taubstummen sprechen lehren könne" (U. Eco 1994, S.93). Hier werden die Buchstaben des Hebräischen als natürlich dargestellt, da ihre Form die Lage der Zunge bei der Produktion der entsprechenden Laute simuliere.¹⁸

(3)



Figur 3: Aus *Alphabeti veri naturalis Hebraici brevissima delineatio* von Mercurius van Helmont

Schon dieser Beleg zeigt die Existenz der immer wieder anders miteinander interpretativ verknüpften Elemente. Ansonsten spannt sich ein weites Spektrum von Pasigraphie- und Pasilalieversuchen von philosophischen Überlegungen, wie sie etwa

¹⁷ Was zum Beispiel J. Trabant (1989, S. 169) Einschätzung des Verhältnisses der Buchstabentheorie W. von Humboldts zu den Gedanken der französischen Ideologen stützen würde.

¹⁸ Vgl. die entsprechenden Ausführungen in H. E. Brekle (1985, S. 163).

Leibniz angestellt hat, bis hin zu ganz praktisch-naiven Darstellungen wie dem "Palais des soixante-quatre fenêtres ou l'art d'écrire toutes les langues du monde comme on les parle" (1787) des Schweizlers Jean-Paul de Rîa, zu dem U. Eco (1994, S. 304) bemerkt:

"Trotz des pompösen Titels ist es nur ein simples Handbuch der phonetischen Schreibweise oder, wenn man so will, eine Reform der Orthographie des Französischen, geschrieben in einem erregten und mystisch angehauchten Stil."

Wenn Eco für dieses Werk des weiteren behauptet, daß nicht recht ersichtlich werde, wie es auf alle Sprachen der Welt angewendet werden solle, so gilt das wohl auch für das Schmellersche System. Interessant an der Schmellerschen Schrift ist aber, daß durch ihre Argumentation zwei solch traditionelle Ordnungsstrukturen ("Denkstile") laufen, die in ihrer Überschneidung und im Zusammenhang mit tatsächlichen wissenschaftlichen "Revolutionen" später zu einem neuen Ordnungskern in der wissenschaftlichen Entwicklung ausgebaut werden. Man kann diese Prozesse im Sinne der Ausführungen L. Flecks ([1935] 1980) verstehen:

"Man kann also kurz sagen, jeder interkollektive Gedankenverkehr habe eine Verschiebung oder Veränderung der Denkwerte zur Folge. So wie gemeinsame Stimmung innerhalb des Denkkollektives zur Bestärkung der Denkwerte führt, ruft Stimmungswechsel während der interkollektiven Gedankenwanderung eine Veränderung dieser Werte in einer ganzen Skala von Möglichkeiten hervor: vom kleinen Färbungswechsel über fast vollständigen Sinnwechsel bis zur Vernichtung des Sinnes [...]" (S. 143-144).

Elemente eines anderen Denkkollektivs, dessen Disparatheiten nach Fleck im Individuum durch Bereichstrennung harmonisiert werden, werden eigentlich schon durch das Fehlen der Reflexion von Schriftsprachlichkeit signalisiert. Dem korreliert eine Denkweise, die sich mit der Realisierung der Gleichheitsidee im Sprachlichen auseinandersetzt, und die sich für Schmeller offenbar praktisch vor allem als die "Gering-schätzung" dialektaler Varietäten des Deutschen repräsentiert: nicht umsonst transkribiert er denn auch als Beispiel für die Anwendung seiner Schrift einige Sätze bairischen Dialekts. Gleichzeitig wird dieses wieder mit dem Gedankenfeld der gleichberechtigten Sprachverwandtschaft aller kognaten Idiome (hier aller germanischen Sprachen als Abkömmlinge des Gotischen) verbunden, einem Gedanken, der ja zu der wissenschaftlichen Revolution der historischen Sprachwissenschaft zu Beginn des 19. Jahrhunderts gehört, wenn auch Einzelbestandteile dieser Gedankenwelt in andere – etwa Ur- und Hauptsprachkonzepte – eingegangen sind; man vergleiche dazu etwa das Umfeld Fuldas.¹⁹ Der Einbezug der Dialekte steht zudem in einem

¹⁹ Vgl. L. M. Eichinger (1994, S. 178-180).

weiteren Zusammenhang, der in der Spätaufklärung virulent wurde, einer Art ethnologischen Interesses an Landesbeschreibungen.²⁰

Schmellers Jugendwerk ist wie gesagt die Arbeit eines 18jährigen Gymnasiasten, der das, was er weiß, bei Lehrern aus dem Geist einer durchaus rationalistischen Münchner Spätaufklärung gelernt hat. Durch eine Analyse der Schulprogramme könnte man hier wohl ein genaueres Bild gewinnen. Man kann in diesem Kontext aus den dokumentierten Ansichten Schmellers Bestandteile herauslesen, deren Herkunft sich in virtuelle oder reale Intertextualität auflösen läßt. Allerdings ist im Sinne der Traditionsbindung einer Vielzahl von Einzelgedanken das Konzept einer virtuellen Intertextualität nicht ganz unproblematisch.²¹ Nun zeigt unsere Schilderung des Schmellerschen Gedankenguts aber auch, daß er durch eine Reihe scheinbar unzusammenhängender Spezifika seiner Gedankengänge in den Sog eines wissenschaftlichen Trends gerät, in dessen Folge sich die von ihm gewählten Wissensbestandteile sprunghaft anders zusammensetzen. In Schmellers Frühschrift haben wir die Ausgangskonstellation des auslaufenden 18. Jahrhunderts vor uns: wir erkennen auf jeden Fall einen Menschen, der verschiedene Stücke aufklärerischer Konzepte in sich zu integrieren versucht.²²

Nun haben wir aber von Schmeller in seiner Mundartgrammatik "Die Mundarten Bayerns" (1821) einen weiteren Text vor uns, in dem wir sehen können, was unter der Attraktion eines neuen Bewertungsschemas aus den ehemals stabilisierenden Denkstilen wird. Anhängen läßt sich das daran, daß der scheinbar folgenlose und in ein Schriftsprachlichkeitskonzept schlecht integrierte Entwurf des Schmellerschen Schreibsystems in ein anderes Bewertungsschema eingestellt wird. Im Jahr 1821, als Schmellers Grammatik vorliegt – er hatte bekanntlich ihr Erscheinen wegen Grimms Deutscher Grammatik nochmals verschoben – ist durch die romantische und historische Sprachwissenschaft der von Schmeller vorher nur angedeutete sprachwissenschaftliche Zusammenhang aller germanischen Sprachen unter dem Gotischen zu einer Leitidee des neuen wissenschaftlichen Diskurses geworden, die Bewertung auch von Dialekten ist aus soziologischen Zusammenhängen genommen und in solche der Anziennität gestellt. Damit können Dialekte prinzipiell positiv bewertet werden, ohne daß damit etwas über den realen Zustand und Status regionaler Sprachformen im beginnenden 19. Jahrhundert gesagt wäre. Infolgedessen gewinnt auch die phonetische Schrift in der nunmehr gerechtfertigten Analyse formaler Einzelheiten einen integrativen Wert als analytisches Instrumentarium. Die alte Idee von der Gleichwertigkeit der kleinen Leute und ihrer Sprache wird aus den wissenschaftlichen Denk-

²⁰ W. Haas (1994, S. XXIX) spricht zum Beispiel ausführlicher von den Motivationen, sich mit (dem Wortschatz von) Dialekten zu beschäftigen, die im 18. Jahrhundert vorgebracht werden.

²¹ Denn selbst bei direkten Namensverweisen gibt es reine Zitiergeößen; Rivarol gehört für Deutschland vermutlich dazu, zu Schmellers Zeit wohl auch schon Leibniz.

²² Eine ähnliche Überlagerung, die den sprunghaften Wandel induziert, können wir auch anhand von Schmellers 1813 abgeschlossener und 1815 erschienener Schrift über die "Europäische Verhandlungssprache" sehen; vgl. dazu L. M. Eichinger (1991a).

stilen in den Glaubensbereich abgeschoben, wie ich an anderer Stelle im Hinblick auf die Verhältnisse zwischen unveröffentlichter und der abgedruckten Fassung des Vorworts zu Schmellers Grammatik zeigen konnte.²³ Rüdiger Harnisch (1991) hat in einer Skizze aufgewiesen, wie die in der Frühschrift angelegten Erkenntnisse in einer ausgebauteren Phonetik weitergeführt und systematisiert werden. Die ängstlich-memotechnische Einkleidung der systematischen Unterschiede in die "prototypischen" Anfangsbuchstaben des griechischen Alphabets scheint aber auch hier noch vom Geiste des 18. Jahrhunderts geprägt. R. Harnisch (1992, S. 285) legt unter anderem den Stellenwert dieses Schemas für Schmellers phonetische Systematik dar, er verweist auch auf das Alter der Tradition, die er damit aufgreift.

(4)

- H, h, ^s stellt vor den Hauch (Spiritus) aus der Lunge,
 A die durch diesen Hauch angeregte Stimme (vox),
 die unter verschiedenen Färbungen oder Abstufungen (vocales) erscheint,
 B die Bewegung und den Druck der Unterlippe gegen die Oberlippe oder die obren Zähne,
 Γ des hintern Theiles der Zunge gegen den Gaumen,
 Δ des vordern Theiles der Zunge gegen die obren Mund- Theile und schnelle mehr oder minder schallende Herstellung aus diesem Drucke.

Nun liegt zwischen Schmellers Frühschrift von 1803 und dem Erscheinen der Grammatik von 1821 eine ereignis- und bildungsreiche Zeit im Leben Schmellers, die ihn quer durch Westeuropa bringt – hier mögen durchaus noch Quellen liegen, die das neue Konzept unmittelbar beeinflussen.²⁴

²³ Vgl. L. M. Eichinger (1988).

²⁴ Vgl. die Beschreibung von Schmellers Leben in E. Dünninger (1985); schon beim ersten Blick durch Schmellers frühe Publikationen, Briefe und Tagebücher lassen sich ein paar Spuren entdecken, die zeigen, in welcher Richtung man weiter suchen könnte: bei einem Besuch bei seinen Eltern notiert er sich einige Dialektwörter und setzt hinzu: "Man müßte entweder schreiben was ausgesprochen wird, wodurch freilich die Sprache ein fremdes Aussehen bekommen würde, oder wie im Französischen und Englischen für die Aussprache Regeln geben, und schreiben wie's im Hochdeutschen gewöhnlich. Alle nicht auszusprechenden Buchstaben könnten in Schwabacherform gesetzt werden" (P. Ruf 1954, S. 232). Auf den ersten Blick kann man die Zwischenstellung zwischen der Position von 1803 und der von 1821 sehen; ziemlich eindeutig geht es nunmehr um eine wissenschaftliche Schreibung, gespalten ist der Autor zwischen seinem etymologischen und seinem phonetischen Interesse. Auch die sprachwissenschaftliche Literatur, von der wir beiläufig erfahren, daß Schmeller sie zur Kenntnis nimmt, gibt entsprechende Hinweise: so entleiht er sich im Oktober 1814 in Ottobeuren unter anderem: "Alphabeta varia della Stamperia della S. Congregazione di Propaganda Fide, Romae s. a. (1631)" und "Godofredus Henselius, Synopsis universae Philologiae in qua [...] unitas et harmonia linguarum totius orbis terrarum occulta exiit [...] Norimbergae 1741" (P. Ruf 1954, S. 263 & Registerband). Als Soldat in Frankreich notiert der einquartierte Offizier Schmeller am 1. August 1815: "Welcher Fund! Ein Court de Gebelin Monde primitif etc. ou origine du langage in der Bibliothek des Juge de Paix Mr. Blondeau" (P. Ruf 1954, S. 332), den er anschließend gleich exzerpiert. Schon die reine Textlinguistik zeigt, daß Schmeller weiß, was er hier findet. Als Schmeller dann in Vorarbeit zu

5. Schreiben, Lesen, Auge und Ohr

Damit zurück zum Anfang: wie ist das mit dem Moritzschen Reibelaut? Klar ist, an der Präferenz der geschriebenen Form gibt es keinen Zweifel, die Initiation in das standardsprachliche Lesen und Schreiben gilt als ein hoher kultureller Wert, die Regionalität der Aussprache wird durchaus zur Kenntnis genommen und in ihrer Relation zu den Anforderungen standardorientierter Aussprache diskutiert. Wiewohl natürlich die Entwicklung eines insgesamt standardsprachlichen Ideals im 19. Jahrhundert weitergeht, sehen wir unmittelbar, daß Moritz einen Denkstil vertritt, der nicht an die Hauptrichtung wissenschaftlicher Beschäftigung mit Sprache im beginnenden 19. Jahrhundert angebunden werden kann. Schon in der Person eines der – posthumen – Herausgeber seiner stil- und grammatisch-praktischen Werke, Theodor Heinsius, ist ein Signal gesetzt, daß der empfindsam-rationalistische Teil seiner Überlegungen im neuen Denkstil zurücktritt, der praktische in das Denkkollektiv schulpraktischer Handbuchschrreiber gestellt wird.

Aber noch einmal zurück zur Bedeutung von Regionalität in Moritzens Konzept. Ohne daß besonders explizit darüber gesprochen würde, wird regionale Differenzierung als ein Moment der gleichzeitigen sprachlichen Praxis anerkannt. Man kann das neben den sachlichen Ausführungen in einem freundlich ironischen Dialog eines durchaus als bürgerlich-gebildet geschilderten Berliner Paares sehen, in dem in deutlich hyperbolischer Häufung alle denkbaren Eigenheiten des Berlinischen ironisiert werden. Moritz hängt diesen Dialog seinen kleinen sprachwissenschaftlichen Schriften an, die sich zudem in einem Teil explizit mit dem märkischen Dialekt beschäftigen. Auch hier wird sich erst posthum ein Herausgeber einer späteren Auflage bemüßigt fühlen, dazuzuschreiben, daß zu seiner Zeit ein solches Berlinisch als pöbelhaft zu gelten habe. Dieses gelassene Verhältnis zu regionalen Sprachformen paßt ja durchaus zu Moritzens Umgebung, zu der ja nicht zuletzt Goethe gehört. Im Hinblick auf die Entwicklung sprachlicher Fertigkeiten, die dem vernünftigen bürgerlichen Individuum zustehen, ist die Lage andererseits auch klar: für die grammatische Belehrung wird die schriftsprachliche Form als primär angesetzt, die unterschiedlichen Aussprachen, die Moritz erwähnt, werden durch Umsetzungsregeln an die Buchstaben als die primären Einheiten gebunden. Was die Bewertung des frühen Schmellers mit der Moritzens verbindet, ist, daß hier wie dort unmittelbar auf die Ästhetik als

seiner Mundartgrammatik und seinem Wörterbuch steht, wird in seinen Publikationen allmählich klarer, daß diese beiden Aspekte zwei Zielen seines Werks entsprechen: zum einen muß, vor allem für eine kohärente grammatische Beschreibung aus sich selbst heraus, für die Mundartgrammatik, eine "consequente Orthographie [!] des Dialekts" entwickelt werden, die eine "Darstellung der wesentlichen Ausspracheigenheiten" (J. A. Schmeller 1985 [1818], S. 322) erlaube, zum anderen für das Wörterbuch eine etymologische Schreibung, das es ermögliche "das Identische & gleichartige" mit den anderen "germanischen Mundarten" zu erkennen, "damit der einst das etymologische Heruntappen, ich möchte sagen, das Roman- & Legenden-Wesen aufhöre" (J. A. Schmeller 1985 [1819], S. 333). Eine ausführliche Dokumentation der hier einschlägigen Literatur, die Schmeller direkt oder auf Traditionsumwegen wahrgenommen hat, findet sich in R. Harnisch (1992).

Bewertungsgrundlage zurückgegriffen wird. Maßstab der Schönheit ist bei Schmeller eine Art ausgewogener Klarheit, die etwa das hebräische wie das deutsche Schriftbild zu verschnörkelt erscheinen läßt, bei Moritz wird eine universale phonetische Natürlichkeit – eine physiologisch-psychologische Korreliertheit – angenommen, der gängige Gebrauch wird in diesem Sinne interpretiert. Die im folgenden ausgewählte Stelle aus Moritzens "Grammatik in Briefen" vermag das hinlänglich zu verdeutlichen – übrigens auch, daß sein eigener oben zitierter Reim durch seine phonetischen Regeln nicht gedeckt ist.

(5)

238

rückgeschlagen, sondern zwischen der Zunge und dem Gaumen herausgelassen werden soll. Diese Durchlassung des Athems wird auch bei dem *ph* durch das hinzugefügte *h* bezeichneth. — Wenn *ch* müssen wir uns die Ähnlichkeit desselben in der Aussprache mit den verwandten Lauten *g*, *j* und *k* bemerken, und zugleich den Unterschied zu bestimmen suchen, welcher zwischen diesen Lauten herrscht. Beim *j*, *ch* und *g* höret man die Luft durchpfeifen, beim *k* aber wird sie gänzlich zurückgeschlagen. Beim *j* nähert sich die Zunge dem vordern Theile des Gaumens, beim *g* drückt sie sich an den tiefern, und beim *ch* an den noch tiefer liegenden Theil des Gaumens. Die nahe Verwandtschaft dieser Laute macht, daß sie sehr oft, vorzüglich im Reden, verwechselt werden. Besonders ist das *g* ein schwiebelnder Laut, welcher sich bei den Obersächsen zum *k*, bei den Wärrern zum *j*, und bei den Niedersächsen, insbesondere um Göttingen, zum *ch* neigt. In und um Hannover aber höret man diesen säuftern, gemilberten Gaumen- und Vurgellaut am allerdeinsten, und man jagt weder Wort, Tott noch Chott, sondern Gott. Das *g*, besonders wenn es in einen weichen Konsonant übergeht, als in *Glode*, *Grade*, bringt einen außerordentlichen Wohlklang in unsre Sprache, so daß wir dasselbe auf alle Weise nach seiner ächten säuftern Aussprache müssen beizubehalten suchen. — Aber das *g* sowohl als das *ch* verlieren nach *e*, *i*, *ä*, *ö* und *ü* ihren eigenthümlichen Laut, und werden wie ein *j* gelesen. Dies ist sehr natürlich, weil die vorhergehenden Vokale schon an sich durch eine Annäherung der Zunge an den Gaumen gebildet werden, und also der Uebergang von ihnen zu dem

239

dem *j* sich schon von selber darbietet; so man hingegen, um das *g* und *ch* unmittelbar nach diesen Vokalen auszusprechen, gleichsam mit der Zunge einen Sprung thun müßte, um diesen Laut hervorzubringen. Daß sich aber das *ch* und *g* nach *a*, *o* und *u* mit Bequemlichkeit richtig ausspricht, hat darinn seinen Grund, daß sich die Zunge bei der Aussprache dieser drei Vokale lange nicht so sehr, als bei den übrigen, dem Gaumen nähert, und sich also auch leichter zu der Aussprache des *g* und *ch* wieder herabsinken kann. *Bach*, *Tag*, *Woche*, *Buch*, *Zug*, sprechen wir daher so aus, wie wir es schreiben; aber *Vlech*, *Weg*, *Strich*, *mich*, lesen wir eigentlich wie *Blej*, *Wej*, *Strerj*, *mij*, nur daß das *j* geschärfter ausgesprochen wird, als wenn es im Anfange eines Wortes steht. Wollten wir aber in dem Worte *mich* z. B. dem *ch* seinen eigentlichen Laut geben, so müßten wir es nach der rauhen Aussprache der Schweizer *mach* lesen, indem wir erst durch das *a* den Uebergang vom *i* zum *ch* machten: allein wir eifern hier, so wie in mehreren Fällen, die strengste Richtigkeit in der Aussprache dem Wohlklange auf. — Im Anfange einiger fremden Wörter, als *Charakter*, *Chor*, *Christus*, spricht man gemeinlich das *ch* wie *k* aus, allein es würde der Abplattung dieser Wörter und dem Wohlklange weit mehr gemäß seyn, wenn man in denselben dem *ch* seinen eigenthümlichen Laut ließe, so wie man es in dem Worte *Chaos* thut, welches auch nicht *Kaos* gelesen wird. Wollte man aber in den Wörtern *Wache*, *Glachs*, und ähnlichen, dem *ch* seinen eigenthümlichen Laut geben, so würde dieses lächerlich klingen, weil jedermann *Waks*, *Glaks* u. s. w. leset, und also das *ch*

Dennoch zeigen auch Moritzens Ausführungen, daß die Fähigkeit zu einer phonetischen Analyse des Schriftsystems relativ weit entwickelt ist, es scheint offenbar zu einem gängigen Denkstil zu gehören, "daß die kleinsten Bestandtheile der menschlichen Rede die einzelnen Töne sind, welche durch die Buchstaben im Alphabet

bezeichnet werden" (1793, S. 101).²⁵ Auch die von Harnisch diskutierten Annahmen Schmellers zur Signifikanz der Anfangsbuchstaben des Alphabets finden sich in Moritzens *Grammatischem Wörterbuch* unter dem Stichwort "Alphabet" – zumindest für das A:

"Das a, womit unser Alphabet anhebt, ist der einfachste, sanfteste und leichteste Vokal, welchen die ungezwungenste Oefnung des Mundes ohne alle Mühe hervorbringt" (S. 103).

Im Gegensatz zu den Überlegungen des jungen Schmellers hat aber Moritz eine Vorstellung des Eigenwerts einer stabilen Orthographie: "[...] es würde also gewiß auch nicht zu billigen seyn, wenn wir unsre feste ehrwürdige Schrift, nach einem so schwankenden Dinge, als die Aussprache ist, von Jahr zu Jahr modeln wollten" (S. 107). Auch Moritz dienen die *e*-Laute zum Anlaß solcher Überlegungen:

"Die verschiedenen Laute ä und e werden in manchen Fällen beide durch e bezeichnet, als:
leben, gehen.
Sollte sich hier die Schreibart nach der Verschiedenheit der Aussprache richten, so müßte man schreiben:
läben, gehen,
welche Veränderung wohl auf keinen Fall rathsam wäre" (S. 107).

Moritz hat offenbar das Bewußtsein, etwas für eine schriftsprachlich basierte Sprachpraxis tun zu sollen, die eine bürgerlich aufgeklärte und natürliche Haltung repräsentiere. Auch Moritz bemerkt übrigens in Leibnizischem Nachklang, daß die Natürlichkeit auch des Verhältnisses von Lautung und Schreibung besser zu erkennen wäre, wenn man den Wortschatz "aus allen Mundarten Deutschlands" und geeigneten alten Wörtern rekultivieren würde. Trotz dieser universalen Ansprüche zeigt aber nicht zuletzt das oben abgedruckte längere Zitat zu *g*, *j* und *ch*, daß es Moritz geht, wie das Eco von allen Universalisten behauptet: die Grenzen der eigenen Kenntnisse umreißen die Grenzen des Vorstellbaren.

Das betrifft nicht nur das Berlinische [j] an Stelle des [g] oder [x], auch die konkrete Fragestellung, die ihn in der Grammatik am meisten berührt, wird zwar gut natürlich-universal behandelt, das Interesse gerade an dieser Frage hat aber in diesem Sinn durchaus einen regionalen Kern. Wo es abstrakt um die Rektionsbeziehungen der verschiedenen Casus obliqui geht – bei denen der Genitiv übrigens zurecht und elegant funktional wegerklärt wird²⁶ – geht es konkret um das Verhältnis von *mir* und *mich*, wie auch schon der Titel der frühesten Behandlung dieses Themas durch Moritz zeigt – in allen seinen Grammatiken wird es eine wichtige Stelle einnehmen.

²⁵ Das bestätigen zum Beispiel auch die Ausführungen, die H. E. Brekle (1985, S. 145ff.) zu den phonetischen Grundlagen im Werk W. von Kempelens macht.

²⁶ S. dazu L. M. Eichinger (1992, S. 43-44).

Das ist ja nun ganz offenkundig ein Berliner Problem, ein Problem des Kasussyntaktismus, der Berliner – so Peter Rosenberg über die heutigen Verhältnisse – verwende immer *mir*, sogar wenn es richtig sei.²⁷

Wiewohl also bei Moritz die regiolektale Variation durchaus eine nicht unerhebliche Rolle spielt, wird bei ihm eine universal-natürliche Grundlage für die einzelnen Erscheinungen angenommen, die sich je nach der spezifischen Form der einzelnen Varietät durchaus unterschiedlich präsentieren können. In diesen Zusammenhang gehört das nicht zuletzt der Ehrenrettung der deutschen Sprache dienende Argument, das in einer Verschärfung der entsprechenden Position Adelungs die Behauptung aufstellt, die *clarté* liege nicht in der Sprache, sondern in der Gedankenführung – weshalb sie übrigens pikanterweise *Voltaire* abgesprochen wird. Man kann in Vergleich zu den oben ausgeführten Gedanken Schmellers sehen, daß Moritz trotz einer gemeinsamen Berufung auf die Rationalität der Aufklärung den moderneren, bürgerlich-individuellen Denkstil vertritt, der davon ausgeht, daß sich die bürgerlichen Ansprüche auch auf Bildung durchsetzen lassen werden.²⁸ Für diese Überlegung bietet der Hauptstrom der Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts keinen Platz mehr. Die philosophischen Annahmen zur Natürlichkeit des sprachlichen Ausdrucks werden aus dem wissenschaftlichen Denkstil ausgeschieden, die formalen Hinweise werden von dem pädagogisch-praktischen Denkkollektiv übernommen, in dem daraus erwachsenden Denkstil werden die entsprechenden Gedanken in trivialisierter Form fortgeführt.

6. Ein Schluß

Räumliche Untergliederung ist natürlich eine Kategorie jeder größeren sprachlichen Gemeinschaft, allerdings Räumlichkeit nicht als reine Geometrie, sondern als eine Struktur, die kommunikative Netze ermöglicht und beschränkt. Der Status, der Regionalität in den sich wandelnden Denkstilen beigemessen wird, hängt von den Entwicklungszuständen in der Funktionsverteilung zwischen den in einer sprachlichen Gemeinschaft gebräuchlichen Varietäten ab. Im insgesamt eher universal gestimmten 18. Jahrhundert mißt sich der Rang von Regionalität beim Deutschen an dem gerade erreicht werdenden Status der Standardsprachlichkeit. In diesem Entwicklungszustand ist eine Differenz zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit per Definition vorhanden. Demgegenüber ist diese Differenz durch die Gleichsetzung des Universalen mit Merkmalen des Französischen im herrschenden französischen Denkstil wegerklärt. Daraus erklärt sich, warum in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts die französischen Interpretationen für diese Verhältnisse weniger und weniger vorbildhaft sein konnten. Das heißt, wie gesehen, nicht, daß nunmehr ein gänzlich neuer Diskurs begänne, allerdings werden seit langem vorhandene Merkmale der jeweiligen Denk-

²⁷ Vgl. L. M. Eichinger (1991b, S. 230ff.).

²⁸ Die Ausführungen in K. Mattheier (1991) zeigen, daß er mit diesem Optimismus prinzipiell recht hatte.

stile in einer Weise umorganisiert, daß deutlich vom Ausgangszustand verschiedene Endzustände erreicht werden.

Das hat für die Kategorie der Regionalität sicherlich verschiedene Folgen, die wichtigste für die weitere Entwicklung des standardsprachlich basierten Systems der deutschen Sprachgemeinschaft mag sein, daß die dialektologische Forschung durch die Anbindung an das historische und später eher naturwissenschaftliche Paradigma der Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts keine Möglichkeit hat, mit gleichem Anspruch auf Wissenschaftlichkeit in dem Denkkollektiv präsent sein kann, das über die Gegenwartssprache räsoniert – auch über die Beschränkungen, die stark regional geprägte Sprachformen in einem standardsprachlich geprägten System darstellen.

7. Literatur

- BAUM, Richard (1987): Hochsprache, Literatursprache, Schriftsprache. Materialien zur Charakteristik von Kultursprachen (Impulse der Forschung 49). Darmstadt.
- BESCH, Werner (1983): Dialekt, Schreibdialekt, Schriftsprache, Standardsprache. Exemplarische Skizze ihrer historischen Ausprägung im Deutschen. In: Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Hg. von Werner BESCH u. a. Halbbd. 2. Berlin/New York. S. 961-990.
- BREKLE, Herbert E. / KEMPELEN, Wolfgang von (1985): 'Mechanismus der menschlichen Sprache nebst Beschreibung einer sprechenden Maschine' (1791). In: BREKLE, Herbert E.: Einführung in die Geschichte der Sprachwissenschaft. Darmstadt. S. 131-152.
- CRAMER, Friedrich (1994): Grundlegung einer allgemeinen Zeittheorie. 2. Auflage. Frankfurt am Main.
- DÜNNINGER, Eberhard (1985): Einführung in Leben und Werk Johann Andreas Schmellers. In: Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte 48, 9-15.
- ECO, Umberto (1994): Die Suche nach der vollkommenen Sprache. München.
- EICHINGER, Ludwig M. (1988): Von der Bedeutung der Mundarten. Ein weiterer Entwurf zum Vorwort von Schmellers Mundartgrammatik. In: EICHINGER, Ludwig M. / NAUMANN, Bernd (Hg.). S. 95-104.
- EICHINGER, Ludwig M. (1990): Von der Heldensprache zur Bürgersprache. Wandel der Sprechweisen über Sprache im 18. Jahrhundert. In: Wirkendes Wort 40, 74-94.
- EICHINGER, Ludwig M. (1991a): Erinnerung an die gerade vergangene Zeit. Johann Andreas Schmellers Schrift über Eine Europäische Verhandlungssprache. In: Oberpfälzer Heimat 35, 142-162.
- EICHINGER, Ludwig M. (1991b): Kurt Tucholsky, die Stadt Berlin und die Dörfer. Regionale Sprachformen als Symptom. In: ACKERMANN, Irmgard / HÜBNER, Klaus (Hg.): Tucholsky heute. Rückblick und Ausblick. München. S. 211-238.
- EICHINGER, Ludwig M. (1992): Der Genitiv als Contractivus. Zu einer funktionalen Interpretation des Genitivattributs. In: VALENTIN, Paul (Hg.): Rechts von N. Untersuchungen zur Nominalgruppe im Deutschen (Eurogermanistik 1). Tübingen. S. 35-46.
- EICHINGER, Ludwig M. (1994): Friedrich Carl Fulda. In: BREKLE, Herbert E. u. a. (Hg.): Bio-bibliographisches Handbuch zur Sprachwissenschaft des 18. Jahrhunderts. Bd. 3. Tübingen. S. 173-192.
- EICHINGER, Ludwig M. / NAUMANN, Bernd (1988) (Hg.): Johann Andreas Schmeller und der Beginn der Germanistik. Akten der gleichnamigen Tagung in Tirschenreuth, 26.-28. September 1985. München.
- FLECK, Ludwig ([1935] 1980): Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv. Frankfurt am Main.

- FORSQREN, Kjell-Åke (1985): Die deutsche Satzgliedlehre 1780-1830. Zur Entwicklung der traditionellen Syntax im Spiegel einiger allgemeiner und deutscher Grammatiken. Göteborg.
- FORSQREN, Kjell-Åke (1992): Satz, Satzarten, Satzglieder. Zur Gestaltung der deutschen traditionellen Grammatik von Karl Ferdinand Becker bis Konrad Duden 1830-1880. Münster.
- GESSINGER, Joachim (1994): Auge & Ohr. Berlin/New York.
- GIESECKE, Michael (1992): Sinnenwandel, Sprachwandel, Kulturwandel. Studien zur Vorgeschichte der Informationsgesellschaft. Frankfurt am Main.
- HAAS, Walter (1994) (Hg.): Provinzialwörter. Deutsche Idiotismensammlungen des 18. Jahrhunderts. Berlin/New York.
- HARNISCH, Rüdiger (1991): Eine Formel Schmellers zu den "Haupt-Erscheinungen aller menschlichen Aussprache". In: SCHERM, Ilona (Hg.): Schmellers Nachlaß betreffend... (Jahrbuch der Johann-Andreas-Schmeller-Gesellschaft 1990). Grafenau. S. 165-172.
- HARNISCH, Rüdiger (1992): Johann Andreas Schmeller zwischen universeller Lauttheorie und empirischer Dialektlautkunde. In: *Historiographia Linguistica* 19, 275-300.
- HINDERLING, Robert (1992): Johann Andreas Schmeller (1785-1852) und die Anfänge der deutschen Phonetik. In: BURGER, Harald / HAAS, Alois M. / MATT, Peter von (Hg.): *Verborum amor*. Studien zur Geschichte und Kunst der deutschen Sprache. Berlin/New York. S. 733-750.
- HINDERLING, Robert (1985) (Hg.): Ludwig Rockinger, An der Wiege der bayerischen Mundart-Grammatik und des bayerischen Wörterbuchs. München 1836 [ergänzt um Beilagen]. Aalen.
- JELLINEK, Max Hermann (1913-1914): Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik von den Anfängen bis auf Adelung. Halbbd. 1-2. Heidelberg.
- MATTHEIER, Klaus J. (1991): Standardsprache als Sozialsymbol. Über kommunikative Folgen gesellschaftlichen Wandels. In: WIMMER, Rainer (Hg.). S. 41-72.
- MORITZ, Karl Philipp (1794 [1990]): Deutsche Sprachlehre. In Briefen. 3. Auflage. Berlin. [Hildesheim].
- MORITZ, Karl Philipp (1793): Grammatisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Bd. 1. Berlin.
- MORITZ, Karl Philipp (1981): Werke. Hg. von Horst GÜNTHER. Bd. 3: Erfahrung, Denken, Sprache. Frankfurt am Main.
- NAUMANN, Bernd (1986): Grammatik der deutschen Sprache zwischen 1781 und 1856. Berlin.
- NAUMANN, Bernd (1992): Johann Christoph Adelung. In: BREKLE, Herbert E. u. a. (Hg.): *Bio-bibliographisches Handbuch zur Sprachwissenschaft des 18. Jahrhunderts*. Bd. 1. Tübingen. S. 16-42.
- RAHNENFÜHRER, Ilse (1989): Nochmals zu den Prinzipien der Orthographie. In: EISENBERG, Peter / GÜNTHER, Hartmut (Hg.): *Schriftsystem und Orthographie*. Tübingen. S. 283-296.
- RUF, Paul (1954): Schmeller Tagebücher. Bd. 1. München.
- SCHLIEBEN-LANGE, Brigitte u. a. (1989/1991/1992/1994) (Hg.): Europäische Sprachwissenschaft um 1800. Methodologische und historiographische Beiträge zum Umkreis der "idéologie". Bd. 1-4. Münster.
- SCHMELLER, Johann Andreas ([1821] 1969): Die Mundarten Bayerns grammatisch dargestellt. [München.] Wiesbaden.
- SCHMELLER, Johann Andreas ([1919] 1985): Nothwendige Vorerinerung [...]. In: HINDERLING, Robert (Hg.). S. 332-343.
- SCHMELLER, Johann Andreas ([1803] 1965): Über Schrift und Schriftunterricht. Ein ABC-Büchlein in die Hände Lehrender. Herausgegeben von Hermann BARKEY. München.
- SCHMELLER, Johann Andreas ([1818] 1985): Versuch einer grammatischen Darstellung der bayrischen & oberpfälzischen Mundart als Beitrag zur vergleichenden deutschen Sprachlehre. Vorwort & Inhaltsverzeichnis. In: HINDERLING, Robert (Hg.). S. 322-331.
- TRABANT, Jürgen (1989): Der innere Begriff der Sprachwissenschaft: Leibniz und Humboldt. In: SCHLIEBEN-LANGE, Brigitte u. a. (Hg.). S. 179-202.
- TRABANT, Jürgen (1990): Traditionen Humboldts. Frankfurt am Main.
- TRABANT, Jürgen (1994): Europa, China und die durablen Zeichen. Noch einmal über das Kapitel V der Grammatik von Destutt de Tracy. In: SCHLIEBEN-LANGE, Brigitte u. a. (Hg.). S. 9-26.

- UTZ, Peter (1990): *Das Auge und das Ohr im Text. Literarische Sinneswahrnehmung in der Goethezeit*. München.
- WEISS, Helmut (1992): *Universalgrammatiken aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Deutschland. Eine historisch-systematische Untersuchung*. Münster.
- WIMMER, Rainer (1991) (Hg.): *Das 19. Jahrhundert. Sprachgeschichtliche Wurzeln des heutigen Deutsch* (*Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 1990*). Berlin/New York.
- WINKLER, Werner (1989) (Hg.): *Johann Andreas Schmeller: Briefwechsel. Bd. 1 (1795-1825)*. Grafenau.